

Gott und Götter in Guyana

Missionare gab es in dem südamerikanischen Land schon ab 1730. Die indigene Bevölkerung achtet aber bis heute die Götter und Legenden ihrer Vergangenheit.

Von Sabine Ludwig

A bflug Georgetown, Hauptstadt von Guyana: Nach etwa einer Stunde in einer kleinen Cessna über dichten Regenwald, und beim Anflug auf die Dschungellandebahn blicken die Reisenden auf die rund 250 Meter hohen, majestätisch anmutenden Kaieteur Falls unter ihnen. Nach dem Einchecken im Kaieteur-Gästehaus, einer einfachen Unterkunft, und zehn Minuten Fußweg müssen die Gäste erst einmal Luft holen. So sehr begeistert sie der Blick auf einen der höchsten Wasserfälle Amerikas. Hier stürzt der Potaro-Fluss in einer einzigen Stufe auf einer Breite von fast einhundert Metern über eine 247 Meter hohe Sandstein-Klippe vom Hochland in das etwa auf Meeresebene liegende Tiefland. Nur kleine Reisegruppen sind erlaubt. Damit wird garantiert, dass der Besucher die tobenden Wassermassen fast für sich alleine hat. Es gibt weder Absperrungen noch Begrenzungen, daher ist die Wanderung zum Aussichtspunkt nur mit Führer erlaubt. Der Legende nach erhielt der Wasserfall seinen Namen nach dem Patamona-Häuptling Kai. Um seinen Stamm gegen die aufständischen Carib-Krieger zu verteidigen und Gott Makonaima gnädig zu stimmen, opferte er sich, indem er sich in einem Kanu in die Tiefe stürzte.

An diese Legende glauben die Amerindians noch heute. Es ist ihre Historie, ihre Vergangenheit, lange bevor die Missionare kamen. Und auch die Patamonas hatten einst ihren Gott, den sie verehrten und Opfer brachten. Und sie haben ihre eigene Erzählung



Schuldirektor Terence Brasche sieht den geplanten Ausbau von Straßen und des Tourismus kritisch.



Naturwunder: Die Kaieteur Falls spielen auch in einer Sage des Stammes der Patamona eine Rolle. 247 Meter stürzt der Potaro-Fluss im Regenwald von Guyana in die Tiefe.
Fotos (2): Sabine Ludwig

um ihren Häuptling Kai entwickelt, doch diese wollen sie mit niemandem teilen. Auch Schamanen spielen in ihrer Welt eine große Rolle, jenseits ihrer Bekehrung zum Christentum. Wie in vielen anderen Naturreligionen auch gibt es Götter, die neben dem einen christlichen Gott existieren. Die Mayas in Guatemala und die Nachfahren der Inkas in Südamerika gehören dazu. Sie sind gläubige Christen, die aber bestimmte Feiertage und Festlichkeiten auch ihren eigenen Göttern widmen.

Fast unberührtes Land

Neben den Patamonas gibt es das Volk der Chenapou ganz in der Nähe des mächtigen Wasserfalls. Es heißt Gäste herzlich willkommen. Besonders, wenn sie die anstrengende Anreise auf sich nehmen, um mehr über ihre Kultur und ihren Glauben zu erfahren. »Sie sind ausgesprochen gastfreundlich und wollen den Besuchern gerne aus ihrem Leben erzählen«, betont Tourismusdirektor Brian Mullis.

Rund 63 Prozent der indigenen Bevölkerung Guyanas sind Christen. Zwar gibt es keine genauen Statistiken in dem vom Tourismus fast unberührten Land, doch Nicola Balram von der nationalen Tourismusbehörde in der Hauptstadt Georgetown spricht von einem hohen Anteil: »Die meisten sind Protestanten, dicht gefolgt von Katholiken. Die Angehörigen der rund 250 Ethnien im noch sehr ursprünglichen Landesinneren konvertieren in der Mehrzahl zum Christentum.«

In diesem Zusammenhang taucht immer wieder die Bezeichnung »Hallelujah Religion« als Form der Verehrung

von Gott auf. Dabei beginnen die Gläubigen ihre Messe mit einem Singsang, dem so genannten Wada Boo, der durch den tiefen Ton eines Horninstruments gewinnt und die Messe ankündigt. Sobald alle versammelt sind, findet ein Begrüßungsstanz statt, bei dem sich die Anwesenden an den Händen halten und sich nach ganz bestimmten religiösen Regeln bewegen.

Die ersten Missionare kamen von der Herrnhuter Brüdergemeine um 1730 nach Surinam und kurze Zeit später auch ins benachbarte Guyana. Beide Länder waren damals niederländische Kolonien. Weil die Missionare ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mussten, verlegten sie sich auf Handel und Gewerbe einerseits und andererseits auf die Verkündung der christlichen Botschaft. Doch gab es immer wieder Rückschläge: Sie, ihre Ehefrauen und Kinder, die dem tropischen Klima sowie den schweren körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen waren, starben wie die Fliegen. Mit fortschreitender Kolonialisierung gerieten die Ureinwohner, heute Amerindians genannt, zwischen alle Fronten und wurden letztlich vertrieben oder ermordet. Fortan galt die Aufmerksamkeit der Brüder den schwarzen Stadt- und Plantagensklaven sowie den in den Urwald Geflüchteten.

Tief im Dschungel kam es erstmals 1765 zur Taufe des Häuptlingssohns Arabini, des ersten einheimischen Mitarbeiters der Missionare. Später machten die Plantagenbesitzer die Glaubensbrüder für den Sklavenaufstand vom August 1823 verantwortlich. Die so genannte Demerara-Rebellion, nach einem Fluss im Landesinneren benannt,

wurde blutig niedergeschlagen. 1894 widmeten sich die Gläubigen der Fertigstellung der St.-George's-Kathedrale in Georgetown. Noch heute ist sie eine der größten freistehenden hölzernen Kirchen der Welt. Schon 1778 wurde in Paramaribo, Surinam, eine erste Kirche aus Holz gebaut. Im Inneren der prächtigen gotischen St.-George's-Kathedrale der Hauptstadt zeugen Wandgemälde von den Mühen und Schwierigkeiten der frühen Siedler. Anfang 2019 wurde das weiße Prachtgebäude noch renoviert. Das Juwel der Stadt sollte bei keiner Besichtigung fehlen.

Umstrittener Tourismus

Längst nicht alle Ureinwohner setzen auf Tourismus in ihrer direkten Umgebung. »Unsere Kultur ist für uns immens wichtig. Wir wollen sie nicht von anderen zerstören lassen«, sagt Schuldirektor Terence Brasche aus Yupukari. Er zielt dabei weniger auf internationale Gäste ab, die kommen und die Gepflogenheiten achten. Vielmehr sei es der nationale Tourismus, der ihm Angst mache. »Wenn es erst einmal Straßen gibt, die die jungen Leute aus der Küstenregion mit ihren Jeeps, Gewehren und Alkohol zum Partymachen hierher bringen, ist es mit unserer Kultur vorbei.« So wie er denken viele.

Touristenführer Waldyke Prince bezeichnet die Entwicklung seines Landes als eine »bittersüße« Erfahrung. Gefordert seien jetzt vor allem Bildung und Aufklärung, damit ein Raubbau verhindert werden könne. Dabei sei die Achtung vor den Legenden der Vergangenheit ein wichtiger Teil, die kulturelle Identität auch in Zukunft zu bewahren.

Aus aller Welt

Lage in Beirut wird immer schlechter

Berlin (epd) – Ein Jahr nach der verheerenden Explosion im Hafen von Beirut beklagt »Ärzte ohne Grenzen« eine weitere Verschlechterung der humanitären Lage in der libanesischen Hauptstadt. Neben der seit Ende 2019 herrschenden massiven wirtschaftlichen und politischen Krise habe die Covid-19-Pandemie das Nahost-Land stark getroffen, beklagte die Hilfsorganisation. Mittlerweile sei die Hälfte der libanesischen Bevölkerung verarmt. Arztbesuche stellten einen absoluten Luxus dar. Anhaltend großem Bedarf an medizinischer und psychologischer Hilfe im Libanon stehe ein weitgehend privatisiertes Gesundheitssystem gegenüber. »Deswegen gibt es immer mehr Menschen, die sich keinen Arzt oder keine Medikamente leisten können«, sagte der Projektkoordinator der Hilfsorganisation, Hammoud al-Shall. Die Menschen müssten sich häufig zwischen dem Kauf von Nahrungs- und Arzneimitteln entscheiden. Die jeweiligen Preise seien bis zu fünfmal so hoch wie in der Vergangenheit.

Ordensfrauen wollen trotz Gefahr bleiben

Kabul (idea) – Die Situation in Afghanistan wird nach dem Abzug der internationalen Truppen von Tag zu Tag schlimmer. Das berichtet eine afghanische Ordensfrau laut einem Bericht des Nachrichtendienstes »Asia News«. Nachwester Shahnaz Bhatti lebt demzufolge seit mehreren Jahren in der afghanischen Hauptstadt. Neben der Gewalt sei es die Armut, die die Menschen treffe, so Bhatti. Sie arbeitet in einem Tageszentrum für geistig behinderte Kinder aus sehr armen Familien im Kabuler Distrikt Taimani. Es ist das einzige Zentrum dieser Art im ganzen Land. Es nimmt 50 sechs- bis zwölfjährige Kinder mit Entwicklungsverzögerungen und auch mit Downsyndrom auf. Die indische Ordensfrau Teresa Crasta leitet die Einrichtung. Die Schwestern sagen, dass sie von Tag zu Tag und mit Gelassenheit lebten. »Wir haben hier viele Freunde, und für den Rest verlassen wir uns auf Gott.«

E-Bikes speziell für Afrika entwickelt

Hamburg (epd) – Ein deutsches Team will nachhaltige Mobilität in Afrika voranbringen: Ein speziell auf afrikanische Bedürfnisse abgestimmtes E-Bike soll im Oktober in Uganda auf den Markt kommen. Die Hamburger Nichtregierungsorganisation Euriat hat das Fahrzeug gemeinsam mit dem Fahrrad-Produzenten HNF Nicolai aus Biesenthal (bei Berlin) und der ugandischen Fahrrad-Organisation Fabio entwickelt. Das Rad ist besonders robust gebaut, hat einen extra großen Gepäckträger und eine Reichweite von 50 Kilometern. Es kann bis zu 100 Kilo Lasten zusätzlich zum Fahrer tragen oder im Anhänger ziehen.

Aufgelesen

Wenn der Glaube auf der Zunge zergeht

Berlin (epd) – Unter dem Motto »Auf den Geschmack des Glaubens kommen« schickt das Erzbistum Berlin im August zwei Wochen lang einen Eiswaagen mit eigens zu diesem Zweck entwickelten Bio-Sorten durch die Region. Das kostenlos verteilte Eis solle bei der Suche nach dem Geschmack des Glaubens helfen, erklärte das Erzbistum Berlin. Im Mittelpunkt des pastoralen Sommerprojekts stehe die Frage, was den Glauben ausmache und welche Grundzutaten dabei nicht fehlen dürfe.

Blickwechsel von Sabine Ludwig

Ein Pfarrer wie aus dem Bilderbuch

Das Engadin. Schatztruhe der Schweiz. Hohe Berge, tiefe Seen, bodenständige Bewohner und St. Moritz als Wiege des Jetsets. Eine Landschaft wie aus dem Bilderbuch. Und so ist auch er, der katholische Pfarrer von St. Moritz: Audrius Micka, 38 Jahre, aus Kaunas in Litauen. Seit zehn Jahren dient er seinen Gemeinden, die bis an die Grenze nach Italien reichen. Für gläubige Touristen gehören Gottesdienstbesuche zum Pflichtprogramm, die Promis laden ihn nach Hause ein, mit Ministranten kocht er, macht Abenteuerurlaube und nicht nur den Altenheimbewohnern schenkt er Blumen und Schokolade.

Micka und seine Gemeinden gehören zusammen. Diese Bindung begann vor zehn Jahren, als er die Stelle als junger Priester im Pfarrhaus von St. Moritz antrat. Deutsch hat er bei den Jesuiten in Rom gelernt. »Dort wohnte ich für drei Jahre, als ich an der Päpstlichen Universität Gregoriana studierte. Das tägliche Leben geschah auf Deutsch«, erinnert er sich. Als Priester mit zwei Kaplanen dient er heute in sechs Gemeinden mit rund 4600 Katholiken. Bis zu 50 Ministrantinnen und Ministranten gehören zu seinen Pfarreien. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Portugiesen, die Eltern arbeiten im Tourismussektor. Es hat sich herumgesprochen, dass der Gourmet lei-

denschaftlich gerne mit den jungen Leuten kocht. Das Zusammensein ist für den Litauer wichtig, alle zwei Jahre reist er gemeinsam mit ihnen nach Rom oder in den Europapark nach Rust.

Den Älteren schenkt er Blumen und Schokolade. »Ich bin der beste Kunde bei den St. Moritzer Floristen. Auf eigene Rechnung«, sagt er auf Nachfrage. Denn: »Mein Besuch ist kurz, doch die Blumen bleiben.« Die Kirchengemeinden sind für ihn ein Geschenk. »Dafür verzichte ich gerne auf eine eigene Familie.«

Er interessiert sich aber für Familiengeschichten, hört zu, nimmt Anteil. »Auch wenn die Gäste nur ein bis zwei Wochen vor Ort weilen, möchten sie Kontakt zum Pfarrer haben.« Er kommt zu ihnen nach Hause, genau wie in die Altenheime als Seelsorger, Gesprächspartner und Zuhörer. Während der Pandemie hat er angefangen, seine Gläubigen anzurufen. »Die Ältesten zuerst. Ich wollte hören, wie es ihnen geht. Viele hatten große Angst, fürchteten um ihr Leben.« Er versuchte, zu beruhigen, mit Worten des Trosts und der Hoffnung. Manchmal dauerten einzelne Telefonate zwei bis drei Stunden. Es sprach sich herum, dass der Pfarrer gerne telefoniert. »Bei mir hat er noch nicht angerufen!«, hörte er oft. »Es



Angekommen: Audrius Micka aus Litauen, seit zehn Jahren Pfarrer in St. Moritz im Engadin, fühlt sich nicht als Ausländer.
Foto: Sabine Ludwig

dauerte, doch war es mir wichtig, mit jeder und jedem zu sprechen und Zuversicht zu spenden.«

Das hat Pfarrer Audrius Micka geschafft. »Wir hoffen, dass er niemals von hier weggeht«, bekräftigt Susi Wiprächtinger, Präsidentin der St. Moritzer Kirchengemeinde St. Mauritius. Sie spricht das aus, was viele andere Gläubige denken.